

Nr. 253 Bydgoszcz / Bromberg, 4. November 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(25 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Brita gibt keine Antwort. Sie hat ihre Augen geschlossen, es ist keine Farbe mehr in ihrem Gesicht, die Lippen sind bläulich angelaufen, sie liegt regungslos da, nur an dem deutlichen Hämmern der Schläfen und an der Decke, die sich unruhig hebt und senkt, kann man ersehen, daß sie lebt.

Die Russin schaut oberflächlich in und unter den Betten nach und geht jetzt an den Schrank.

„Sie können natürlich", sagt sie, während sie die Tür aufmacht, „ein Paket mit Kleidung und mit Wäsche für Ihren Mann fertigmachen, das wir dann an ihn weiterbefördern werden. Sie brauchen mir das nur zu sagen. Sie können ihm auch jetzt sofort durch mich Geld zukommen lassen" — die Russin beugt sich in den Schrank — „wo haben Sie ihr Geld und wieviel wollen Sie ihm mitgeben?"

Brita gibt keine Antwort. Natürlich sollte er wenigstens Geld haben, es ist noch Geld da, es ist ja erst Monatsanfang, es liegt unter seinem Kopfkissen, es sind einige hundert Rubel, sie hat doch dort schon nachgesehen, warum hat sie denn das Geld nicht gesehen?

„Hier ist ja Geld!" ruft die Russin aus dem Schrank hervor, ohne sich umzuwenden, sie ruft es sehr laut. „Hier liegen ja — ja — hier liegen sechshundert Rubel, Sie scheinen sehr sparsam zu sein, wenn Sie nichts dagegen haben, werde ich vierhundert Rubel davon mitnehmen für Ihren Mann, Sie können eine Quittung von mir bekommen — sonst ist hier nichts zu finden" — Die Russin erhebt sich wieder. „Hier" — sie zeigt Brita, die jetzt ihre Augen etwas öffnet, sie weiß doch ganz genau, daß in diesem Schrank kein Geld ist, „vier Hundertrubelscheine — ist das Geld, das ich für Ihren Mann mitnehme, ich werde Ihnen morgen die Quittung geben, wir haben es heute etwas eilig."

Jetzt holt die Russin ihre Handschuhe wieder vom Bett, zieht sie an und fragt: „Bub oder Mädchen?"

Brita schaut auf die Russin, das mit dem Geld kann auf keinen Fall stimmen, die Russin hat sonderbare Augen, und wie unter einem Zwang stößt Brita beinahe heiser hervor: „Bub".

„Auf Wiedersehen, Genossin! Also, wie gesagt, ich bitte Sie, vernünftig zu sein, ich werde Sie jetzt öfters besuchen müssen!"

Die Russin wendet sich ganz schroff ab und geht in die Küche hinaus.

„Hier auch nichts?" fragt sie die beiden.

Die schütteln die Köpfe und alle drei gehen wieder.

Martha Flink hatte die ganze Zeit, es ging so schnell vorüber, vor der Anrichte gestanden und hatte nur immer versucht, einen Blick zu Brita hineinzuwerfen. Jetzt geht sie auf den Zehenspitzen, wirklich auf den Zehenspitzen, man hat beinahe Angst, daß sie umfällt, zu Brita hinein und läßt sich langsam auf den Stuhl nieder, aber nur auf die Ecke, es ist als ob sie sich nicht einmal richtig zu setzen wagte. Brita sieht Martha Flink gar nicht hereinkommen. Brita weiß überhaupt nicht, wo sie anfangen soll mit Denken. Das mit dem Geld kann auf keinen Fall stimmen. Sie hat nie Geld in den Schrank getan, sie haben es immer unter dem Kopfkissen aufgehoben. Es ist ganz unmöglich, daß Axel Geld in den Schrank getan hat, er hätte es ihr sicher gesagt. Und außerdem — wo sollte er denn soviel Geld herhaben? Sie weiß ganz genau, was er verdient und er übergibt ihr immer die ganze Summe. Sie weiß auch ganz genau, daß Axel unmöglich Bestechungsgelder annimmt, das ist ganz ausgeschlossen. Sonstige Einkünfte hat er nicht. Es könnte höchstens sein, daß er das Geld von irgend jemandem zur Aufbewahrung erhalten hat, daß irgend eine Heimlichkeit mit diesem Geld verknüpft ist. Sechshundert Rubel — und vierhundert hat sie davon genommen, da müssen also noch zweihundert im Schrank liegen, Brita will sie sehen.

„Martha, schau einmal im Schrank nach, ob da Geld liegt!"

Martha Flink schaut nach und zieht zwei Hundertrubelscheine hervor und gibt sie Brita.

Brita wendet sie hin und wendet sie her und schüttelt den Kopf.

Martha setzt sich wieder behutsam, sie schaut nur immer auf Brita.

„Martha, schau einmal unter dem Kopfkissen da drüben nach, ob da noch Geld liegt."

Martha schaut nach und zieht Geld hervor, es sind zweihundertsiebzig Rubel. Sie gibt sie Brita.

Brita nimmt auch dieses Geld in die Hand und schüttelt wieder den Kopf. Und jetzt, in einer jähen Bewegung, zerknüllt sie das Geld, das sie da in den Händen hat und das vor ihr auf dem Bett liegt und wirft es auf den Boden und schlägt die Hände vor das Gesicht und wieder wird der Körper von Schluchzen und Weinen geschüttelt.

Es ist, als ob Martha Flink nur darauf gewartet hätte, ihr forschender und gespannter Blick, mit dem sie bisher auf Brita gesehen hatte, verschwindet, ihre Augen werden wirklich ein wenig naß, sie rückt näher mit dem Stuhl an das Bett heran und nimmt beide Hände Britas langsam in die ihren und preßt sie fest zusammen. Brita läßt es ruhig geschehen und wendet auch ihren Körper näher zu Martha Flink.

Das Kind scheint zu schlafen, es rührt sich nicht und kein Wimmern ist zu hören. Martha Flink sitzt unbeweglich auf ihrem Stuhl und hält unbeweglich die Hände Britas und ihre Augen sind die einer Mutter.

Britas Schluchzen wird müder, die Tränen fallen matter, es wird still im Zimmer. Und jetzt hört man auch das Ticken der kleinen Uhr, die draußen auf der Anrichte in der Küche steht.

Nach langer Zeit einer qualvollen Stille wendet sich Britas Gesicht wieder zu der alten Martha Flink.

„Martha, du mußt bei mir bleiben!"

Britas Stimme ist noch ganz erstickt.

„Ich bleibe bei Euch, ich bleibe bei Euch, bis alles wieder besser wird. Ich bin ja eine alte Frau, aber seid ruhig, ich bleibe bei Euch."

Brita fühlt die unendliche Güte, die in diesen Worten liegt, und sie schaut dankbar auf zu Martha Flink.

Martha Flink holt ihre eine Hand weg von Britas Händen und greift nach einem Zipfel ihrer Schürze und fährt sich über die Augen und schüttelt den Kopf.

„Es kommt schon wieder jemand!" ruft Brita voller Angst.

Martha Flink steht schnell auf, aber bevor sie noch an die Tür zur Küche kommt, sieht sie schon Natascha dastehen. Natascha weiß, daß sie kommen darf, ohne anzuklopfen.

Brita schaut mit ausdrucksvollen Augen auf Natascha.

Natascha geht leise an das Bett heran.

Die beiden Frauen reichen sich die Hände.

Natascha setzt sich auf den Stuhl.

Martha Flink bleibt am Fußende des Bettes stehen.

„Ich weiß es", sagt Brita mit matter Stimme, „es ist schwer für dich."

Natascha seufzt.

„Für dich ist es jetzt auch schwer", sagt Natascha, „Sergej hat mir alles gesagt, und als ich jetzt über den Markt gegangen bin, habe ich alles gesehen. Sie werden gerade zum Schiff gebracht."

„Hast du ihn gesehen?" Ein ganz leichter roter Hauch färbt jetzt Britas Wangen, als sie sich mit einer hastigen Wendung ihres Körpers auf die Seite wirft, an der Natascha sitzt.

„Ja, ich habe sie alle gesehen." Natascha flüstert nur.

„Er hat doch heute früh nur seinen dünnen Mantel angehabt und den läßt er meistens im Werk hängen, wenn er zu den Sitzungen hinüber fährt — hat er wenigstens den getragen?"

„Ja, er hat seinen Mantel angehabt, er hat mich nicht gesehen, er stand bei den anderen und schaute auf den Boden, aber er hätte mir auch nichts sagen können, es standen zu viele Wachen herum."

„Wo kommen sie denn hin?" Britas Gesicht ist jetzt beinahe rot wie im Fieber.

„Ich weiß es nicht, aber Sergej will es mir sagen, er ist schon an den Hafen gegangen und wird mit den Schiffsleuten sprechen."

„Sind es viele?"

„Es werden jetzt wohl noch viele werden, immer wieder wird einer dazu getrieben, Pottojev und Wontzov stehen auf dem Markt und haben Listen in der Hand und dann schicken sie wieder Leute fort und die laufen dann davon, als ob sie einen Dieb fangen müßten. Pellinen ist auch dabei, du kennst doch Pellinen, der euch auch hier und da Mehl besorgt hat —"

„Pellinen auch? Dann hat Axel wenigstens einen Kameraden, mit dem er sich aussprechen kann, Silving ist ja auch dabei, die drei haben sich immer gut verstanden, Pellinen ist immer sehr gut zu uns gewesen." Ein trockenes Schluchzen schüttelt Brita, ihre Augenlider sind ganz entzündet.

„Sergej hat mir erzählt, Sergej ist natürlich heute den ganzen Tag herumgelaufen und hat auch schon alles geordnet und hat auch alles erfahren, Sergej hat mir gesagt, daß Pottojev und Pellinen heute nacht einen schweren Streit gehabt haben und Michael ist auch dabei gewesen und versuchte sie zu trennen. Dann waren sie wieder eine Zeit gut und haben getrunken und auf einmal hat Pottojev etwas gesagt und da ist Pellinen aufgestanden und hat ihn geschlagen. Pottojew ist an den Ofen gefallen und Pellinen hat ihn gepackt und hat ihn zur Tür hinausgeworfen und da hat Pottojev noch gedroht und auch auf Michael geschimpft, weil er ihm nicht geholfen habe."

„Und Michael?"

„Michael ist dann noch bei Pellinen sitzen geblieben und da haben die beiden noch finnische Lieder gesungen, Michael kann sie alle und Pellinen hört sie so gern. Michael hätte das natürlich nicht tun sollen, aber er war besoffen." Natascha schluchzt.

„Und dann?"

„Pellinen hat ihm dann noch Geld gegeben für die Kinder und dann ist Michael gegangen und haben sie ihn heute morgen gefunden."

Martha Flink nickt mit dem Kopf.

„Aber Geld hat er keines mehr gehabt im Anzug und niemand weiß auch, wie alles gekommen ist."

Martha Flink schüttelt den Kopf.

„Wir werden ihn morgen begraben."

Das Kleine wimmert.

„Und alles das muß heute sein", sagt Natascha und schaut auf das Kind. „Was ist es, Brita?"

„Es ist ein Bub."

Die drei Frauen schweigen.

„Es ist vielleicht gut so, daß Michael tot ist", sagt nun Natascha wieder, „Pottojev hätte sicher auch ihm keine Ruhe gelassen und dann hätten wir gar nichts. So bekommen wir jetzt wenigstens Unterstützung, die müssen sie mir geben und Sergej ist auch schon auf dem Amt gewesen und hat einen Schein bekommen."

Martha Flink nickt Brita zu. Natascha sieht das nicht.

„Es ist zwar nicht viel, aber es ist besser als nichts. Und Sergej hat gesagt, daß es später eine Möglichkeit gibt, noch mehr zu bekommen, ich brauchte nur etwas zu unterschreiben, dann ginge das, er besorgt mir alles. Jetzt können sie wenigstens nicht mehr sagen: du mit diesem Mann willst etwas von uns? Das ist jetzt vorbei. Jetzt kann ich sagen: was habt ihr denn mit meinem Mann? Ich habe doch keinen Mann! Der ist doch schon längst tot und was der gemacht hat, das geht mich ja gar nichts an."

In Nataschas Augen ist eine ruhige Ausgeglichenheit.

Martha Flink geht in die Küche und holt ein Glas Tee für Natascha herein.

„Martha, bring mir auch noch ein Glas!"

Brita streckt ihre Hände weit von sich auf die Decke.

„Ihr solltet etwas essen jetzt!" sagt Martha Flink, als sie Brita das Glas an den Mund hält. „Ich werde Euch einige Eier zurechtmachen, ich habe gesehen, daß Ihr noch welche habt."

Alle drei wenden ihre Blicke zur Küche hinaus, sie haben deutlich das Klopfen gehört. Alle drei sehen sich erschrocken an.

Martha Flink reicht das Glas Natascha, sie möge es solange halten, und geht hinaus. Da steht ein kleines Mädchen vor der Küchentür und hat, sorgfältig in Zeitungspapier eingewickelt, einen Strauß Blumen, den es hier abgeben soll. Und kaum hat sie Martha Flink in der Hand, da verschwindet das Mädchen auch schon wieder, es springt geradezu durch den dunklen Flur.

Martha Flink macht das Papier ab und sieht schöne Rosen. Sie schüttelt ungläubig den Kopf und geht zu den beiden Frauen hinein.

Brita kann nichts verstehen, sie hält die Rosen in der Hand und schaut sie an und dreht sie nach allen Seiten und blickt fragend auf die beiden anderen, die ebenso fragende Augen machen.

„Das gibt es doch hier gar nicht!" sagt Brita schließlich.

„Nein, das gibt es hier nicht", sagt Natascha.

„Nein, das habe ich hier noch nicht gesehen, und gar erst um diese Zeit!" sagt Martha Flink.

Es ist ein reines Wunder, das mit diesen Rosen in das dumpfe feuchte Zimmer gekommen ist, sie wandern von Hand zu Hand, aber das Staunen wird nur immer größer.

Schließlich meint Brita, die Blumen könnten von Frau Silving kommen, die vielleicht von der Geburt erfahren habe.

Das glaubt Natascha nicht, denn wo sollte sie Frau Silving herbekommen können.

(Fortsetzung folgt.)

Der Glücksfall im Leben des Dubois.

Eine Geschichte von Christian von Kleist.

Dubois? Dubois? Wer ist Dubois? Ein unbekannter armer Dichter in Paris in der napoleonischen Zeit.

Da sitzt er wieder in seiner Dachkammer und schmiedet Verse, Oden und Hymnen für hochgestellte Persönlichkeiten, deren Gunst er zu erringen hofft. Alle Möglichkeiten sind erschöpft, ohne einen Erfolg zu bringen. Zuletzt fällt ihm noch eine Verwandte ein, eine Kammerfrau bei der Prinzessin Borghese Marie Pauline, der zweiten Schwester Napoleons. Und schon erfüllt ihn göttliche Eingebung! Der Endreim: Pauline — divine — kehrt in jeder Strophe wieder, denn welche Frau wird es ungern hören, wenn man sie „göttlich" nennt? Er ist voll Zuversicht, denn seine Verwandte wird bestimmt den Brief an ihre Hoheit weitergeben und ein gutes Wort für ihn einlegen. Geschickt versteht er noch neben der Lobeshymne die Hoffnung auf einen baldigen Frieden einzuflechten, denn die napoleonischen Kriege liegen mit Not und Steuerlast schwer auf Land und Volk.

Doch es vergehen Wochen, ohne daß sich für Dubois ein Glücksschimmer zeigt. Seine Schulden beim Wirt und Bäcker wachsen an und bedrücken ihn schwer. Da, eines Morgens ist Fouché, Herzog von Otranto, der Polizeigewaltige Napoleons in seinem Wagen von vier Gendarmen begleitet, vor seinem Hause in der kleinen ärmlichen Straße an den Markthallen. Kein Portier, kein Schild gibt Auskunft über die Wohnung des Dichters. Nur der Bäcker im Hause weiß Bescheid.

„Dubois!" schreit die Bäckerin zur Dachkammer hinauf. „Dubois! Dubois!" rufen die Gendarmen im Chor. Der erschreckte Dichter lugt vorsichtig zum Fenster hinaus, kriecht gleich wieder in sein Bett zurück und stellt sich schlafend. „Kein Zweifel", denkt er, „eine Verhaftung! Vielleicht wegen seiner Schulden? Ein Betrugsprozeß . . .? Unsinn, wahrscheinlich wegen meiner Friedensäußerung im letzten Gedicht an die Prinzessin Pauline, das von ihrem Bruder, dem mächtigen Jupiter tonans, schlecht aufgenommen ist und wofür ich im Bicêtre werde büßen müssen."

Und da stampft auch schon Fouché höchst persönlich die sechs engen, wackligen Stiegen zur Mansarde des Poeten hinauf. Er klopft. Niemand antwortet. Er öffnet die Tür und findet Dubois schnarchend im Bett. „Stehen Sie auf!" ruft er unsanft. „Wir müssen sogleich zur Präfektur."

Angstvoll erhebt sich der Dichter, schlüpft in seine zerschlissene Kleidung und sieht fragend Fouché an. Dieser schmunzelt listig, führt ihn die Treppe hinunter, schiebt ihn in den Wagen, und fort geht's in raschem Trab. Aus allen Fenstern blicken die Nachbarn dieser seltsamen Entführung nach in dem prächtigen Wagen mit dem Geleit der vier Gendarmen.

Fouché betrachtet prüfend sein „Opfer", das bleich und stumm neben ihm sitzt. „Einen seltsamen Geschmack hat die Prinzessin", denkt er. Aber für ihn, den Höfling und Diener Napoleons, besteht die Pflicht, die etwas seltsamen Wünsche der Lieblingsschwester des Kaisers bestens zu erfüllen.

Als der Dichter, dem etwas schlecht geworden ist, zu sich kommt, befindet er sich im Schreibgemach des Ministers an einem wohlgedeckten Tisch. Bei einem Cotelette à la Soubise, das der Hungrige hinunterschlingt, sagt Fouché höflich: „Sie sind mir von Ihrer Hoheit, der Prinzessin Pauline, empfohlen. Was kann ich für Sie tun?"

Dobois erscheint alles noch wie im Traum, aber allmählich kann er sich die Geschehnisse zusammenreimen. Schüchtern sagt er: „Ich werde für alles dankbar sein, was Exzellenz für mich zu tun für richtig halten."

„Wollen Sie nach der Insel Elba?"

„Wohin Sie befehlen, Herr Minister."

„Ich kann Sie zum Kommissar der dortigen Polizei ernennen, der Posten ist gerade frei."

Dubois nickt sprachlos.

„Gut, wenn Sie einverstanden sind, werde ich sofort das Dekret ausstellen. Sie müssen morgen früh mit Extrapost abreisen. Ihre Instruktionen finden Sie dort. Sorgen Sie inzwischen für Ihre Garderobe. Hier ist eine Anzahlung auf Ihr Gehalt." Der Minister hat sich erhoben und übergibt dem Dichter eine Geldrolle.

Einige Stunden später erscheint ein vornehm gekleideter Herr im Bäckerladen in der kleinen Straße an den Hallen und bezahlt die Schulden des Herrn Dubois. Erst bei Aushändigung der Quittung erkennt die erstaunte Bäckerin Dubois selbst.

Gleich nach seiner Ankunft auf Elba bewerben sich zwei Geschäftsleute bei ihm um die Ausbeutung der Eisenminen. Der Neuangekommene mußte sich wohl eines guten Ansehens bei der Regierung erfreuen, da man ihm eine so wichtige Stelle anvertraut hatte. Jeder sucht sich deshalb seines Wohlwollens zu vergewissern. Der eine bietet ihm hohen Anteil bei dem Unternehmen, falls er seine Pläne besonders fördern wolle. Dubois gibt zu allem seine Zustimmung in der Gewißheit, daß das Glück ihn nicht verlassen werde. Da der weltfremde Dichter aber von der Ausbeutung der Minen nichts versteht, verkauft er schnell wieder seinen Anteil für 300 0000 Frank und hat außerdem den guten Einfall, das Geld von allen Glücksfällen unabhängig in Staatsrenten anzulegen.

Nach einigen Wochen, als die Prinzessin Pauline von einer Badereise heimgekehrt ist, trifft Fouché sie in den Tuilerien. Er fragt, ob Hoheit mit der Beförderung ihres Günstlings zufrieden sei.

„Welchen Günstling meinen Sie?" sagte nichtsahnend Pauline.

„Nun — Herrn Dubois."

„Dubois? — Dubois? Ich kenne keinen Dubois."

Da zeigt Fouché ihr den Empfehlungsbrief folgenden Inhalts:

Mein lieber Fouche!

Sie wünschen eine Gelegenheit, mir gefällig zu sein. Sie ist da in der Gestalt eines ausgezeichneten jungen Mannes, Herrn Dubois, für welchen ich Interesse habe. Tun Sie für ihn, was Sie können.

Ihre wohlgeneigte Marie Pauline, Prinzessin Borghese.

Natürlich, jetzt entsinn' ich mich", ruft lachend Pauline. „Ein armer Dichterling, der mir rührende Verse durch meine Kammerfrau überreichen ließ. Sie hatte Wochen mit der Übergabe des Briefes gezögert, bis ich besonders gute Laune hatte. Sie bat für ihn, weil er ein Verwandter von ihr sei, und weil es ihm sehr schlecht ginge. Nachdem ich sein Poëm gelesen, schien mir ein guter Mensch, wenn auch kein großer Dichter aus ihm zu sprechen. Wie gesagt, ich war in glücklicher Stimmung und wollte ein gutes Wort für ihn einlegen. Nun, haben Sie ihn empfangen? Haben Sie ihn zu einem Schreiber in Ihrem Bureau gemacht?"

Fouché hütet sich zu gestehen, daß er dem armen Versemacher einen verantwortlichen Posten übergeben hat. Es ginge ihm gut, sagt er nur. Aber nur zu bald ist die Geschichte trotzdem in aller Munde, und auch Napoleon hat seinen Spaß daran. —

Natürlich wurde Dubois mit derselben Schnelligkeit, mit welcher er in das Amt gesetzt war, wieder hinausbefördert. Aber seine Staatsrente im Wert von 300 000 Frank aus dem Verkauf der Anteile an den Eisenminen hatte er sicher. Sie gestattete ihm für die Zukunft ein sorgenfreies Leben. Er brauchte nun auch nicht mehr Oden und Hymnen an hochgestellte Persönlichkeiten zu richten. Dennoch weihte er seine Zeit auch weiterhin den Musen. Freilich zum hohen Parnaß, zum unsterblichen Ruhm führten sie ihn nicht. Er schrieb fortan Komödien, mit denen er seine Zeit zu beglücken hoffte.

Das Opfer des Vaters.

Zeitbild von Heinz Ulrich.

Der lange Saal lag noch im Dunkeln. Nur in dem kleinen Verschlag, in dem der Faktor saß und mit Paul Fischer sprach, brannte eine einzige Lampe. Es war noch sehr früh. Zudem war der Himmel draußen tief von Grau bedeckt. Ein schwacher, heller Streifen dicht über den hohen Mauern der Häuser ringsum verhieß schon den Morgen.

Die Setzkästen standen tot und stumm da, die Tische, auf denen noch Bleikästen vom vorigen Tage standen, sahen trotzdem leer aus, und das dünne Licht, das aus dem Verschlag drang, machte alles noch kälter, als es schon war.

Der Faktor kam stets eine Stunde früher als alle andern, denn er war einer von denen, die ihr ganzes Sein an ihre Arbeit setzen, einer, der nur noch für die Arbeit lebt, wenn er auch eine nette Wohnung und zärtliche Kinder sehr schätzte. So früh war er stets allein gewesen, höchstens, daß dann und wann einer eine Viertelstunde früher kam, weil ihn schlechter Schlaf zu früh aus dem Bett getrieben hatte.

Paul Fischer war zum erstenmal so früh gekommen, und er setzte sich nicht, sondern ging zu dem Faktor hinein. Sie begrüßten sich, wie so alte Arbeitskameraden einander begrüßen, trocken und mit einer genau abgewogenen Herzlichkeit.

Paul war älter als der Faktor, der Tag seines fünfzigjährigen Ehrenfestes war herangekommen, und damit der Tag seines Ausscheidens. Vom Chef war ihm eine kleine Rente zugesichert worden, von der er leben konnte, seine Frau war ihm lange gestorben, seine Kinder arbeiteten beide, seine Tochter lebte bei ihm, der Sohn mit seiner Frau allein.

Ihm war ein langsames Altern beschieden, ein stilles, glückliches Lebensende, die Liebe seiner Kinder bis zuletzt. Sein Leben würde dahinfließen in einem stillen, breiten Strom, dessen Lauf immer träger wird und dessen Antlitz einsamer.

Der Faktor schrak auf, als Fischer ihn heute begrüßte, sah auf, weil ihn die Stimme zwang aufzusehen, denn wenn er auch nur seiner Arbeit lebte, diese Stimme hatte er noch nie gehört, diese alte, trostlose, zerbrochene, zitternde Stimme, die dennoch die seines Kameraden war. Aber noch mehr erschrak er, als er in sein Gesicht sah, das genau so fremd, so leer, so zerbrochen war, wie die Stimme.

„Paul", rief er und vergaß alle Würde. Paul schob ihm ein Schreiben hin, einen Brief, in dem stand, daß der Sohn in seinem Geschäft verhaftet worden war, daß in seiner Kasse fast zwanzigtausend Mark fehlten, daß er zwar leugnete, seine Schuld aber wahrscheinlich sei.

Paul hatte den Brief abends zu Hause vorgefunden, noch über dessen wichtiges Aussehen mit der Tochter gescherzt, ihn dann schließlich atemlos und mit verschwimmenden Augen gelesen, den Schreck vor seiner Tochter verborgen, so gut es ging, und hatte keine Minute Schlaf gefunden.

Er bat darum, weiterarbeiten zu dürfen, so lange, bis des Sohnes Unschuld bekannt — und er glaubte daran — oder so lange, bis diese Schuld bezahlt war. Man ließ ihm die Stelle.

Er tat seine Arbeit, aber es war nicht zu verbergen, daß er alt geworden war, weit älter, als er in Wirklichkeit war. Die Schuld war nur zur Hälfte bezahlt, die ganzen Ersparnisse hatte er dafür aufgebracht, alle Hoffnungen begraben, außer der, den Sohn gerechtfertigt zu sehen. War er nicht in der Setzerei, so trieb er sich auf dem Gericht umher oder bei dem Anwalt des Sohnes. Die Tochter hatte er um eine Mitgift gebracht, und wenn sie auch nie etwas sagte, war es doch eine ewige Qual.

Er wurde geizig, sparte am Essen, an der Heizung. Sie zogen in eine kleinere Wohnung in die Stadt hinein, um Fahrgeld zu sparen. Mit all dem wuchs sein Leid. Leiden aber richtet nicht auf, wenn nicht auch Hoffnung erscheint, und eine Ruhe, die der Schmerz verschafft, ist wie ein endloser Regen.

Sein Blick stumpfte ab, seine Hände zitterten, sein Gedächtnis verwirrte sich. Die Arbeit, die man ihm gab, vermochte er kaum mehr zu übersehen, geschweige denn zu bewältigen. Aber jetzt zeigte sich, daß es noch Licht gab in allem Dunkel, jetzt strahlte der Saal von den Herzen der Männer, die da einer nach dem andern hingingen und dem Alten halfen, während sie mit ihm scherzten und sich hüteten, auch nur ein Wort auszusprechen, das auf sein Unglück deutete, und alles das taten sie, als sei es ein kleines Vergehen, so daß sie es untereinander kaum einmal erwähnten und sogar übereinander brummten, als sei es ihnen unbequem. Und doch trugen sie nichts Schöneres mit nach Hause, als manchmal ein Lächeln des Alten, ein ganz kurzes, schattenhelles Lächeln, das mehr sagte als alle dankbaren Worte.

An einem hellen Vormittag stürzte der Bote, der aus der Schriftleitung kam, mit einer Notiz in den Saal, die er im Maschinensaal abzugeben hatte, und hielt sie dem ersten Setzer, der ihm begegnete, vor die Augen. Der las und rief nach Paul. Alle umdrängten den Zettel. Nur Paul blieb an seinen Tisch gelehnt stehen und schloß die Augen. Er wußte nicht, was das war, das jetzt kam, aber er wußte, es mußte etwas Gutes sein oder ein Ende, und er fühlte plötzlich, wie alt er schon war, er wußte, daß ein zu großes Glück ihn töten könnte.

Der Zettel besagte, daß die Unschuld des jungen Fischer erwiesen war, er brachte das Geständnis eines Vorgesetzten des Jungen, daß er die Bücher gefälscht und das Geld unterschlagen hatte, um seine Verluste zu decken. Nach einer durchzechten Nacht hatte er gestern seinen Wagen gegen einen Baum gefahren, auf dem Sterbebett hatte er seine Aussage gemacht, nun war er tot. Der junge Fischer war frei.

Sie hatten Paul auf einen Stuhl gesetzt, weil er zu schwach war, länger zu stehen, sie standen, wer nur irgend konnte, um ihn herum, und jeder hatte soviel aus übervollem Herzen zu schweigen, daß alle trotz des Lärms der Maschinen nebenan die hastigen, lauten Schritte auf der Treppe draußen hörten, daß sie alle die Augen zur Tür hin hoben und alle mit dem Vater zugleich den Befreiten erblickten.

Der Vater saß da, den Blick auf den Sohn geheftet, der da unbeweglich stand, er breitete die Hände aus, noch einmal sahen sie ihn lächeln, schalkhaft ein wenig, unergründlich, froh, traurig auch, wie man dem Glück zulächelt, wenn man es nicht mehr braucht. Dann brach sein Herz.

Die Sonne schien durch die blassen Scheiben und blendete alle, die da standen, so stark, daß sie sich abwenden konnten und sich die Augen wischen und sagen: „Das ist die Sonne, man ist sie nicht mehr gewöhnt!"





„Wie es der schlaue Maler anstellte, damit er die Bank für sich behielt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.